

Eva Barlösius

Soziologie des Essens

Eine sozial- und kultur-
wissenschaftliche Einführung
in die Ernährungsforschung

3. Auflage

BELTZ JUVENTA

Eva Barlösius
Soziologie des Essens

Grundlagentexte Soziologie

Herausgegeben von
Martin Diewald | Klaus Hurrelmann

Der Juventa Verlag hat eine lange Tradition in der Publikation sozialwissenschaftlicher Texte. Bereits in den 1960er Jahren wurden mit der Reihe „Grundfragen der Soziologie“ (hrsg. von Dieter Claessens) programmatische Akzente gesetzt. Die Reihe hatte einen prägenden Einfluss auf die damals noch in den Anfängen stehende Disziplin Soziologie.

Die Reihe „Grundlagentexte Soziologie“ knüpft an diese Tradition an. Die Soziologie hat sich seitdem in Deutschland als theoretisch und empirisch reichhaltiges wissenschaftliches Fach etabliert. Es fehlt ihr aber an Einführungstexten und Übersichtsbänden für den Lehrbetrieb in Universitäten, Fachhochschulen, Fachschulen und anderen Bildungseinrichtungen.

Dieser Herausforderung stellt sich die Reihe „Grundlagentexte Soziologie“. Von fachlich gut ausgewiesenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern werden Texte vorgelegt, die die wichtigsten theoretischen Ansätze des Faches, methodische Zugänge und gesellschaftswissenschaftliche Analysen präsentieren. Die Bände sind so zugeschnitten, dass sie sich als Basislektüre für Vorlesungen, Seminare und andere Lehrveranstaltungen mit einführendem Charakter eignen, dabei aber gleichzeitig auf der Höhe der aktuellen Entwicklung des Faches sind.

Die Reihe „Grundlagentexte Soziologie“ wird gemeinsam herausgegeben von Martin Diewald (Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie) und Klaus Hurrelmann (Hertie School of Governance, Berlin).

Eva Barlösius

Soziologie des Essens

Eine sozial- und kulturwissenschaftliche
Einführung in die Ernährungsforschung

3., durchgesehene Auflage

BELTZ JUVENTA

Die Autorin

Eva Barlösius ist Professorin für Makrosoziologie und Sozialstrukturanalyse am Institut für Soziologie an der Leibniz Universität Hannover. Ihre Hauptarbeitsgebiete sind Kulturosoziologie, Allgemeine Soziologie, Ungleichheitsforschung und Agrarsoziologie.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 1999

2., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage 2011

3., durchgesehene Auflage 2016

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 1999 Juventa Verlag Weinheim und München

© 2016 Beltz Juventa · Weinheim und Basel

Werderstr. 10, 69469 Weinheim

www.beltz.de · www.juventa.de

ISBN 978-3-7799-4504-8

Vorwort zur dritten, durchgesehenen Auflage

Ende der 1990er Jahre habe ich dieses Buch: eine Grundlegung der Soziologie des Essen, geschrieben. Im Kopf zurechtgelegt hatte ich es schon viel länger. In zahlreichen Vorträgen und in vielen Aufsätzen hatte ich immer wieder erprobt, ob sich die von mir durchdachte Grundlegung theoretisch und empirisch bewährt. Als Bewährungspunkt setzte ich keineswegs eine in sich geschlossene Theorie – eine theoretische Theorie, wie Bourdieu formuliert. Entscheidend war für mich vielmehr, dass die Soziologie des Essens der Eigenart ihres Gegenstands gerecht wird, „ohne sich“, wie ich im damaligen Vorwort schrieb, „in Details zu verlieren“. Die Eigenart ihres Gegenstands, da bin ich heute – fast 20 Jahre später – anspruchsvoller geworden, gründet wesentlich darin, dass weichenstellende soziale Prozesse und Strukturen mit dem Essen, der Erfüllung dieses existentiellen Bedürfnisses, entstanden sind. Die Einleitung in das Buch beginnt deshalb mit vier exemplarisch ausgewählten Veranschaulichungen der gesellschaftlichen Prägekraft des Essens.

Die gesellschaftliche Prägekraft erklärt, weshalb bis in die Gegenwart und gewiss auch weit in die Zukunft – selbst dann, wenn die existentielle Not, sich täglich mit Nahrung zu versorgen, überwunden ist – das Essen dazu genutzt wird, sich mit gesellschaftlich wegweisenden Themen auseinanderzusetzen: beispielsweise darüber, wie auf Krisen und Skandale zu reagieren ist (Kap. 8), was als moralisch achtens- bzw. verachtenswert zu gelten hat (Kap. 11) oder welchen nichtökonomischen Vorgaben die Wirtschaft genügen sollte (Kap. 12). Daraus begründet sich ebenfalls, weshalb mittels des Essens bis heute und sicher auch noch morgen und übermorgen soziale Prozesse und Strukturen versinnbildlicht und teilweise durchgesetzt werden: das Geschlechterverhältnis durch die Vergeschlechtlichung des Essens (Kap. 5.4), Prozesse sozialer Anerkennung über sogenannte Migrationsküchen (Kap. 6.4.2) oder der Wandel der Familie am Beispiel der familialen Mahlzeit (Kap. 7). Das Buch enthält viele weitere Beispiele.

Essen besitzt also weiterhin gesellschaftliche Prägekraft, weshalb viele Neuauslegungen und Re-Formulierungen von dem, was gesellschaftlich sein soll, wer sozial dazugehört und wer nicht, woraus sich soziale Differenzierungen und Ungleichheiten ergeben und vieles mehr, anhand des Essens durchdekliniert, verbreitet und verbindlich gemacht werden. Diese gesellschaftliche Inanspruchnahme des Essens ist die Hauptursache dafür, dass es zu einer komplizierten und komplexen gesellschaftlichen Angelegenheit geworden ist, obwohl die tagtägliche Versorgung mit Nahrung im Allgemeinen keine Schwierigkeit mehr darstellt.

Obleich ich bereits lange über das Essen geforscht hatte, bevor ich dieses Buch verfasste, war es doch eine wagemutige Absicht, eine Grundlegung der Soziologie des Essens auszuarbeiten zu wollen. Es gab keine Vorlage, an der ich mich orientieren oder mit der ich mich hätte kritisch auseinandersetzen können, weder national noch international. Vor allem aber formulierte ich mit dem Buch einen Anspruch, von dem wusste ich, dass er Irritation und teilweise Kopfschütteln hervorrufen würde: Der Soziologie des Essens sollte ein ähnlicher Rang im Kanon der soziologischen Wissensgebiete zuerkannt werden wie anderen speziellen Soziologien – ein Begehrt, das sich bis heute nicht realisiert hat. Noch immer betrachten viele Soziologinnen und Soziologen Essen als ein unterhaltsames Sujet, mit dem man kulturelles, aber kaum soziologisches Kapital ansammeln kann, worin aufscheint, dass seine soziologische Bedeutsamkeit geringgeschätzt wird.

Die zweite, völlig überarbeitete und erweiterte Auflage erschien nach zwölf Jahren, 2011. In sie habe ich die zwischenzeitlich erschienene Forschungsliteratur eingearbeitet, insbesondere die englisch- und französischsprachigen Arbeiten. Dies war mir wichtig, um einerseits noch besser die kulturelle und soziale Vielgestaltigkeit des Essens zu unterstreichen und um andererseits – scheinbar entgegengesetzt – zu belegen, dass sich diese keineswegs beliebig oder willkürlich ausbildet. Vielmehr folgt die Vielgestaltigkeit bestimmten sozialen Formen, weshalb sich die thematischen Ergänzungen und Erweiterungen in die vorhandene Grundlegung der Soziologie des Essens systematisch eingliedern ließen und sie arrondierten. Die Grundlegung bewährte sich auch hierbei. Ihre Tragfähigkeit bewies sich insbesondere bei den neu aufgenommenen Themen wie weibliches und männliches Essen, Moralisierung des Essens oder Re-Integrationen der Lebensmittelherstellung in lokale Kontexte, die in der zweiten Auflage in eigenen (Unter-)Kapiteln behandelt wurden. Es war nicht überraschend, dass die größeren erstmals verfassten Kapitel allesamt im dritten Teil des Buches ihren Platz fanden. Dieser Teil befasst sich mit solchen sozialen Prozessen und Strukturen, die die sozialen Eigenarten des Essens in ein Spannungsverhältnis mit anderen Eigenarten stellen, wie denen der Ökonomie, des Rechts und der Politik, und die ihre Macht und Geltung auf dem Gebiet des Essens durchsetzen.

Nun, weitere fünf Jahre später, erscheint die dritte Auflage, bei der der Text durchgesehen, aber nicht verändert wurde. Es wäre verkehrt, daraus zu schließen, dass in den letzten Jahren nicht über das Essen geforscht wurde und keine neuen Themen hinzugekommen sind. Vor allem international wurde viel publiziert. Aber teils handelt es sich um Zusätzungen bereits bekannter Aspekte wie soziale Ungleichheiten beim Essen; teils sind die Themen von ihrer Aktualität getrieben. Bei genauerer Hinsicht entpuppen sie sich oftmals als Variationen bekannter Phänomene, die nicht selten auf einer äußerst langen Geschichte fußen, wie der Veganismus, der in der Tradition des Vegetarismus steht und schon in der griechischen Antike einen

Essstil mit sozialer Distinktionsmacht repräsentierte (s. Kap. 5.3.3). Dieser wie die bunte Palette weiterer Essstile, die allesamt mit der „frohen Botschaft“ werben, die einzig richtige Ernährungsweise gefunden zu haben, verkörpern letztlich Bekanntes: Ernährungsfrömmigkeit, die einer bestimmten Art zu essen eine Heilsamkeit zuerkennt, die sich auf beinahe alle gesellschaftlichen Bereichen positiv auswirkt. Vor allem aber stattet sie ihre Praktikerinnen und Praktiker mit der Gewissheit moralischer und, davon hergeleitet, sozialer Überlegenheit aus. Unter der Überschrift *Schmeckt das, wozu man ohnehin sozial verdammt ist? Über sozial differenzierende Zeichen* ist der Kern dieses sozialen Phänomens prinzipiell charakterisiert.

Ich selbst habe in den vergangenen Jahren über Dicksein geforscht (Barlösius 2014). Ergebnis dieser Forschungen war, dass ein dünner Körper als Materialisierung von Leistungsbereitschaft, Selbstdisziplin und Eigenverantwortung gelesen wird, währenddessen ein Körper, der als zu dick betrachtet wird, als Dokument dafür gilt, dass sich die Person nicht nur beim Essen nicht zügeln kann, sondern auch ansonsten nur wenig Leistungsvermögen und geringe Selbstdisziplin besitzt und kaum selbstverantwortlich handelt. Da vorwiegend Menschen aus sozialstrukturell benachteiligten Verhältnisse als zu dick klassifiziert werden, führt dies dazu, dass bei ihnen soziale Ungleichheit als durch den Körper, sprich den Essstil, bedingt gilt. Auch dieses Thema erfordert keine Veränderung der vorhandenen Grundlegung der Soziologie des Essens. Letztlich beinhaltet das Thema Dicksein ebenfalls nur eine Neufassung des hinlänglich bekannten sozialen Phänomens, dass Essen und Körper mit sozialer Herkunft korrelieren.

Wie sie in Korrelation gebracht und der Zusammenhang mittels des Essens und des Körpers substantialisiert wird, gehört zum vielfach theoretisch und empirisch erprobten Wissensbestand der Soziologie des Essens. Pierre Bourdieu hat diese Substantialisierung als Gegensatz von Luxus- und Notwendigkeitgeschmack etikettiert (Bourdieu 1984). Die Wucht, mit der gegenwärtig soziale Differenzen und Ungleichheiten anhand des Essens und des Körpers hergestellt und legitimiert werden, mag auf der einen Seite erstaunen. Andererseits belegt sie von neuem, dass weichenstellende gesellschaftliche Strukturen und Prozesse, beispielsweise die stärkere sozialstrukturelle Spreizung, beinahe ohne Ausnahme einen Widerhall beim Essen haben. Im Fall von Dicksein ist der Widerhall besonders laut und deutlich, denn hierbei werden Essen und Körper herangezogen, um zu erklären und zu rechtfertigen, warum diese Menschen in die Situation sozialstruktureller Benachteiligung geraten sind.

Wenn die dritte Auflage ohne inhaltliche Veränderungen erscheint, so möchte ich das ähnlich rechtfertigen wie Helmuth Plessner, obwohl dieser Verweis anmaßend ist. Als sich Plessner Anfang der 1980er Jahre für eine Wiederauflage und gegen eine Überarbeitung seines Werks *Die Stufen des Organischen und der Mensch* entschied, begründete er das wie folgt: „Das

Beharren beim alten Text muß in der Sache begründet sein, die er vorträgt ... In der Sache aber geht es um einen logischen Zusammenhang. Hat es mit ihm seine Richtigkeit, so bedarf er keiner Korrektur, auch wenn die Fassung vom damaligen Stand der Forschung geprägt sein mag und der Autor heute die Sache vielleicht in manchem anders darstellen würde.“ (Plessner 1981: 11)

Auf was möchte ich beharren? Worin sehe ich eine Richtigkeit in der Sache, die keiner Korrektur bedarf? Die Antwort dürfte den Leserinnen und Lesern bereits bekannt sein: die Grundlegung selbst, sie war von Anfang an und ist bis heute mein Anliegen. Obwohl das Buch wohlwollende Aufnahme gefunden hat, blieb dieses Bestreben ganz offenbar, wenn ich mir die Rezeption anschau, weitgehend im Dunkeln, was ich mir selbst zuzuschreiben habe. Als ich für die jetzige Durchsicht das Buch nochmals zur Hand nahm, fiel mir auf, dass ich bis auf wenige Schlusszeilen in der Einleitung die Konzeption des Buchs und damit die Grundlegung der Soziologie des Essens überhaupt nicht expliziert habe. Dies möchte ich hier nachholen, nicht lang und breit, aber hoffentlich prägnant und verständlich. Die ehemaligen Schlusszeilen des ersten Kapitels habe ich gestrichen.

Die Grundlegung dieser Soziologie des Essens basiert auf der Annahme, dass die soziale Eigenarten des Essens ebenso wie die starke gesellschaftliche Prägekraft dieses Lebensgebiets nur erfasst und verstanden werden können, wenn die natürliche Bedingtheit und die soziale Gestaltbarkeit des Essens als doppelte Zugehörigkeit zu Natur und Kultur begriffen werden: als „natürliche Künstlichkeit des Essens“, woraus die natürlich bedingte Kulturalität und Sozialität des Essens folgt. Auf Grund der Naturgebundenheit der Ernährung hat die Soziologie des Essens, will sie nicht die natürliche Seite als ungewiss und ungeklärt mitführen, damit zu beginnen, den Standort zu bestimmen, von dem aus Essen ein soziales Phänomen ist, jedoch ohne die Natürlichkeit der Ernährung zu übergehen. Der Herausforderung einer Standortbestimmung habe ich mich unter dem Leitgedanken *Brücken von der Natur der Ernährung zur Kultur des Essens* gestellt. Die Brücke habe ich mit Rückgriff auf Georg Simmel (1957) als Bild gewählt. Sie verbindet miteinander, „was wir erst irgendwie gegeneinander isoliert haben“ (Simmel 1957: 1). Die Unterscheidung in die Natur der Ernährung und die Kultur des Essens trennt ebenfalls Dinge voneinander, die in der Alltagspraxis eine Einheit bilden. Besonders deutlich zeigt sich dies daran, dass es bezüglich der Ernährung beinahe keine reinen Sachaussagen gibt, weil stets Wertungen eingewoben sind. Der Satz „Obst und Gemüse enthalten viele Vitamine“ stellt einen Sachverhalt dar. In der sozialen Praxis dagegen wertet er und fordert zu einem spezifischen Handeln auf, nämlich mehr Obst und Gemüse zu essen. Dementsprechend erntet soziale Anerkennung, wer bekundet, gerne und viel Obst und Gemüse zu sich zu nehmen. Repräsentiert sich in diesem sozialen Geschehen die Natürlichkeit der Ernährung, weil sozial genau das belohnt wird, was körperlich wünschens-

wert ist? Oder resultiert es einzig und allein aus sozialen Distinktionen, wofür spricht, dass ein hoher Obst- und Gemüsekonsum umso wahrscheinlicher ist, je höher die soziale Schicht und der Bildungsabschluss sind? Wie auch immer, viel oder wenig Obst und Gemüse zu essen hat körperliche Folgen und wird sozial bewertet, folglich sind sowohl die Natur der Ernährung wie Kultur des Essens präsent.

Trotzdem ist es für die Soziologie des Essens unumgänglich, zunächst beide Seiten voneinander zu trennen, um sie anschließend wieder so miteinander zu verbinden, dass der soziologische Standort zur doppelten Zugehörigkeit zu Natur und Kultur geklärt ist. Diese Verbindungen bezeichne ich als Brücken von der Natur der Ernährung zur Kultur des Essens. Im Buch werden drei verbindende Wege gebaut, die jeweils mit Praxisfeldern und Wissensgebieten korrespondieren. Der dreifache Wegebau bestimmt die doppelte Zugehörigkeit auf je eigene Weise, weshalb die Brücken Unterschiedliches zur Standortbestimmung der Soziologie des Essens beitragen. Gemeinsam ist den Brücken, dass ihre Wegführung zwischen Natur und Kultur wissenschaftlich umstritten ist und immer wieder aufs Neue festgelegt wird. Die erste Brücke schlägt die Anthropologie. Hier werden verschiedene anthropologische Konzeptionen der doppelten Zugehörigkeit beim Essen präsentiert. Daran anschließend wird auf der Grundlage der Philosophischen Anthropologie von Helmuth Plessner die erste Standortbestimmung vorgenommen. Sie lautet: Menschen können und müssen weitgehend selbst bestimmen, was und wie sie essen, und dies impliziert eine kulturelle und soziale Auswahl und Bewertung. Essen ist deshalb als soziales Handeln aufzufassen (Kap. 2).

Die zweite Brücke – wahrscheinlich die gegenwärtig machtvollste Bestimmung der doppelten Zugehörigkeit – wird vom Ernährungswissen gebildet. Von den allerersten Anfängen bis zur heutigen naturwissenschaftlichen Ernährungswissenschaft antwortet das Ernährungswissen auf die Frage, wie sich Menschen zu ernähren haben. In der Antwort ist enthalten, was die Natur der Ernährung bedingt und was zur Kultur des Essens gehört. Für die Standortbestimmung der Soziologie des Essens ergibt sich daraus, wissenschafts- und wissenschaftssoziologisch zu analysieren, welches Ernährungswissen als richtig anerkannt ist und wie ihm gesellschaftliche Anerkennung verschafft wird (Kap. 3). Die dritte Brücke weist den Weg von den sinnlichen Empfindungen, vorwiegend dem Schmecken und dem Riechen, zu den sinnlichen Wahrnehmungen wie dem Essgenuss oder dem Nahrungssekel. Auch hier stellt sich die Frage, welche Anteile der Sinnlichkeit der Natur und welche der Kultur zuzurechnen. Der Beitrag, den die dritte Brücke zur soziologischen Standortbestimmung leistet, besteht darin, sich darauf zu konzentrieren, was die Sinne gesellschaftlich leisten, beispielsweise bei der Wahrnehmung sozialer Beziehungen und Verhältnisse (Kap. 4).

Diese drei Standortbestimmungen bringen uns ans Ufer der Kultur, wo sich die kulturelle und soziale Gestaltbarkeit und damit die Eigenarten des Essens entfalten. Zwei soziale Prozesse sind auf diesem Terrain besonders wirksam: soziale Differenzierung und soziale Integration. Entsprechend ist der zweite Teil des Buchs überschrieben mit *Auf dem Ufer der Kultur: Wie Essen sozial differenziert und integriert*. Aber die Prozesse der Differenzierung und Integration wirken innerhalb dreier sozialer Formen (Simmel 1992). In diesen Formen, die offenbar universellen Charakter besitzen, verfestigt sich die gesellschaftlich hergestellte Wirklichkeit des Essens (Berger/Luckmann). Vor allem begründen sie die sozialen Eigenarten des Essens. Die erste Form besteht darin, dass Menschen weitgehend selbst bestimmen, was essbar und nicht essbar ist, mit anderen Worten, was ein Lebensmittel ist (Kap. 5). Die zweite Form ergibt sich daraus, dass Menschen ihre Nahrung zubereiten, woraus die Küche als sozio-kulturelles Regelwerk entsteht (Kap. 6). Die dritte Form kommt dadurch zustande, dass Menschen im Allgemeinen Essen als soziale Situation – als Mahlzeit – einrichten (Kap. 7).

In die drei Formen sind vielfältige Prozesse sozialer Differenzierung eingelagert. Beispielsweise werden Lebensmittel und Küchen mit kulturellen Bedeutungen verknüpft, die als sozial distinkte Zeichen strukturelle Unterschiede und Ungleichheiten begründen und rechtfertigen, etwa nach ethnischer Herkunft, Regionalität oder Religion. Ähnliches gilt für Prozesse sozialer Integration. So symbolisiert die Mahlzeit wie keine andere soziale Institution Gemeinschaftlichkeit und soziale Zugehörigkeit. Die sozialen Eigenarten des Essens – so der Kern dieses Teils des Buchs – behauptet sich in diesen drei Formen. Dies beweist sich insbesondere darin, dass soziale Prozesse und Strukturen, die weder Ursprung noch Anlass beim Essen haben – selbst die beiden dominanten Prozesse der sozialen Differenzierung und sozialen Integration, in die drei Formen übersetzt werden. Soll beispielsweise die Mahlzeit dazu genutzt werden, soziale Integration herzustellen, dann wird dies nur gelingen, wenn die sozialen Eigenarten des Essens, die in diese Form eingraviert sind, beachtet werden. Die angebotenen Speisen und Getränke, der räumliche und zeitliche Rahmen sowie die Umgangsformen haben sich an den kulturellen Bedeutungen und sozialen Regelwerken des Essens zu orientieren.

Ganz anders sieht dies für die *Eroberungen der Moderne* aus, die im dritten Teil des Buchs behandelt werden. Hier werden soziale Prozesse und Strukturen dargestellt, die ihre Logiken durchsetzen gegen die sozialen Eigenarten des Essens, diese aushebeln, entwerten und demontieren. Ökonomisierung (Kap. 8), Politisierung und Verrechtlichung (Kap. 10) und Moralisierung (Kap. 11) repräsentieren dabei besonders machtvoll Prozesse. Wie sie das Essen nach ihren Logiken ausrichten, unterscheidet sich nicht prinzipiell davon, wie sie andere Lebensgebiete und Felder strukturieren. Sie lösen das Essen aus den sozialen Regeln und Institutionen heraus, die seine Ei-

genart begründeten, und setzen an deren Stelle Grundsätze und Obligationen, die ihren Logiken entsprechen. Die im Buch behandelte Liste von Prozessen ist nicht vollständig. Bei der ersten Fassung des Buchs war ich davon überzeugt, dass sie im Wesentlichen Ökonomisierung, Politisierung und Verrechtlichung umfasst, weil in weiten Teilen der Soziologie diese drei als die machtvollsten Strukturierungsprozesse moderner Gesellschaften galten. In der Zwischenzeit habe ich gelernt, dass die Liste zu erweitern ist. So habe ich, als ich die erste Fassung schrieb – Ende der 1990er Jahre –, eine Moralisierung des Essens angesichts der Dominanz ökonomischer, politischer und rechtlicher Strukturierungsmacht für äußerst unwahrscheinlich gehalten. In der zweiten Auflage findet sich bereits ein umfangreiches Kapitel zu diesem Thema, weil der moralische Diskurs über das Essen immer machtvoller wurde. Gegenwärtig kann man eine Medialisierung des Essens beobachten, durch Fernseh-Kochshows, in den sozialen Medien und nicht zuletzt dadurch, dass einige Köchinnen und Köche Prominentenstatus erlangt haben.

Gegen diese machtvollen Strukturierungen des Essens formieren sich immer wieder von neuem soziale Widerstände und Gegenbewegungen, die auf die sozialen Eigenarten des Essens rekurrieren, um diesen in der gesellschaftlichen Wirklichkeit des Essens wieder mehr Durchsetzungsvermögen zu verschaffen. Mit solchen Widerständen und Gegenbewegungen beschäftigen sich die Kapitel *Zwischenrufe* (Kap. 9) und *Re-Integrationen* (Kap. 10). Dieses Spannungsverhältnis von Prozessen mit Strukturierungsmacht, die weder Ursache noch Grundlage beim Essen haben und dessen sozialen Eigenarten missachten, und Gegenprozessen, die genau diese Eigenarten zum Ausgangspunkt nehmen, um Einbettungen in kulturelle, lokale und regionale Kontexte zu begründen, kennzeichnet gegenwärtig die gesellschaftliche Wirklichkeit des Essens. Die Soziologie des Essens sollte sich vor allem aus zwei Gründen mit diesem Spannungsverhältnis befassen: um einerseits die bis heute wirksame gesellschaftliche Prägekraft des Essens zu analysieren und andererseits die Widerstandsmacht der kulturellen und sozialen Eigenarten des Essens zu eruieren.

Vorwort zur zweiten, überarbeiteten und erweiterten Auflage

„Aber wie lebst du?“ „Von Essen und Trinken, wie alle Menschen.“ Eine so „alberne Frage“ könne nur jemand stellen, der „in einem fremden Lande geboren“ sei, spottet Papageno über Tamino in der „Zauberflöte“. Wie ein Reisender in einem fernen, unbekannten Land kommt sich vor, wer soziologisch über das Essen forscht, obschon doch jeder Mensch bekanntlich sich ernähren muss, um leben zu können.

Mit diesen Sätzen begann das Vorwort zur ersten Auflage, die 1999 erschien. Seitdem war in der Öffentlichkeit häufig vom Essen die Rede – anlässlich von Lebensmittelskandalen, zunehmender Fettleibigkeit insbesondere bei Kindern und Jugendlichen, von Risiken gentechnisch veränderter Nahrungsmittel, steigender Ernährungsarmut in Wohlfahrtsstaaten, der Zunahme rein pflanzlicher Essstile und des Erfolgs von Kochshows im Fernsehen. Zu diesen und benachbarten Themen sind zahlreiche Studien durchgeführt worden, meist mit Praxis- und Anwendungsbezug. Nach wie vor mangelt es aber an systematischen und umfassenden Werken, die theoretisch angeleitet eine Gesamtschau des Lebensgebiets vornehmen. Diese Lücke sollte das Buch vor 12 Jahren und soll es noch heute füllen: eine Soziologie des Essens begründen. Fürwahr ein anspruchvolles Anliegen, all die weil widerstrebende Ansprüche zu vereinen sind.

So steht eine Soziologie des Essens vor der Aufgabe, sowohl der Eigenart des Gegenstands gerecht zu werden, ohne sich in Details zu verlieren, als auch zu zeigen, wie Essen in allgemeine soziale Strukturen und Prozesse eingebunden ist. Übersetzt in die soziologische Terminologie heißt dies: Eine Soziologie des Essens ist einerseits eine spezielle Soziologie, die für ihren Gegenstand angemessene spezifische Erklärungen und Systematisierungen zu entwickeln hat, und greift andererseits auf allgemeine soziologische Theorien zurück, um ihr Sujet in größere gesellschaftliche Zusammenhänge einzubetten. Daher stehen an manchen Stellen allgemeine soziale Phänomene wie Vergemeinschaftungs- und Vergesellschaftungs-, Differenzierungs- und Desintegrationsprozesse in ihrer jeweiligen Ausprägung auf dem Gebiet des Essens und deren theoretische Erklärung im Vordergrund. Andere Abschnitte sind dagegen stärker empirisch angelegt und handeln von der Vielfalt der kulturellen und sozialen Gestaltung des Essens. Hier werden vorwiegend Systematisierungen entworfen, die nicht ohne Weiteres auf andere soziologische Teilgebiete übertragbar sind.

Widerstrebende Ansprüche ergeben sich weiterhin an eine Soziologie des Essens daraus, dass sie einerseits eine enorme kulturelle und soziale Viel-

gestaltigkeit des Essens beobachtet und andererseits mit mannigfachen Angleichungen, Normierungen oder gar Uniformierungen der Lebensmittelzubereitungen und der Mahlzeiten konfrontiert ist. Die Art und Weise, wie beides zusammenwirkt, charakterisiert die verschiedenen Gesellschaften bei Tisch; sie beschränkt zugleich die räumliche und zeitliche Reichweite einer Soziologie des Essens, weshalb es nicht nur eine geben kann. Dies gilt auch für die hier entworfene: Sie schaut vornehmlich den europäischen Gegenwartsgesellschaften beim Essen zu. Allerdings möchte sie mehr als eine flüchtige Zeitdiagnose liefern, weshalb das Augenmerk auf langfristigen Entwicklungen liegt, modische Trends oder sporadische Sensationen weitgehend außen vor bleiben.

Weitere Einschränkungen sind vorab vonnöten: Nicht jeder Aspekt konnte mit der vielleicht wünschenswerten Ausführlichkeit berücksichtigt werden. Einige thematische Einschränkungen, die für die erste Auflage galten, wurden aufgehoben. So sind insbesondere die Kapitel über die Ökonomisierung, Politisierung, Moralisierung und Re-Integrationen erweitert und größtenteils neu hinzugekommen. Vor allem handelt das Buch nach wie vor nur vom Essen und nicht vom Trinken, obschon beides in der Lebenspraxis miteinander verflochten ist. In der Forschung haben sich zwei getrennte Spezialdisziplinen herausgebildet. Für diese Arbeitsteilung spricht, dass Tischgesellschaften und Trinkgelage nicht dasselbe sind, Esskulturen und Trinkkulturen kulturelle und soziale Eigenständigkeit besitzen.

Hannover, im Februar 2011
Eva Barlösius

Inhalt

1. Einleitung: Gesellschaften sind so, wie sie essen	19
--	----

Brücken: Von der Natur der Ernährung zur Kultur des Essens

2. Naturgegeben oder kulturell gestaltet?	
Zur Anthropologie des Essens	32
2.1 Die „natürliche Künstlichkeit“ des Menschen	40
2.2 Das Doppelverhältnis von Natur und Kultur: Erährungs- und Essweise	44
2.3 Was ist am Essen natürlich, was psychisch und was sozial?.....	49
3. Ernährungswissen, Ernährungslehren und Ernährungswissenschaft	57
3.1 Antike Diätetik: ausgewogene Ernährung und gerechte Verteilung	58
3.2 Naturwissenschaftliche Fundierung des Ernährungswissens	62
3.2.1 Was ist die Quelle der Muskelkraft? Über die Entdeckung der Nahrungskalorie.....	64
3.2.2 Was braucht ein „mittlerer Arbeiter“? Kostsätze und Mindesteinkommen.....	67
3.3 Die Ernährungsforschung als wissenschaftliche Disziplin.....	69
3.4 Lehren von der „gesunden Ernährung“	75
3.5 Diät leben – als Instrument sozialer Distanzierung	77
4. Essen – eine Sache des Geschmacks und des Genusses	81
4.1 Sinnliche Synthese und praktischer Gebrauch	84
4.2 Sozialer Sinn und Gebrauch	87
4.3 Riechen und Schmecken	89
4.3.1 Über den Geruch.....	89
4.3.2 Über den Geschmack.....	91
4.4 Genusschance – die Einmaligkeit des Essens	96

Auf dem Ufer der Kultur: Wie Essen sozial differenziert und integriert

5. Essbar oder nicht essbar? Die Nahrung als kulturelles und soziales Zeichen.....	100
5.1 Zum Zeichencharakter der Nahrung.....	102
5.2 Heilige Kühe, unreine Schweine – über religiöse Bedeutungen	107
5.2.1 Prozesse der Säkularisierung der Nahrungszeichen	114

5.3	Schmeckt das, wozu man ohnehin sozial verdammt ist? Über sozial differenzierende Zeichen.....	117
5.3.1	Zart und exquisit oder schwer und nahrhaft – zwei sozial strukturierte Geschmacksmuster.....	119
5.3.2	Luxus- contra Notwendigkeitsgeschmack.....	122
5.3.3	Der Geschmack an Pflanzlichem – antihierarchischer Protest und gegenkulturelle Opposition.....	125
5.4	Weibliches und Männliches rund ums Essen	130
6.	Küchen einigen und trennen: Kochen als kulturelles und soziales Phänomen.....	133
6.1	Das „Core-Fringe-Leguminous-Model“.....	136
6.2	Ähnlichkeiten der Küchen: Zentrum und Peripherie.....	140
6.3	Die Gleichheit des Mahls und die Gleichheit der Esser	148
6.4	Die „Erfindung“ von Küchen am Beispiel von National-, Regional- und Migrationsküchen	158
6.4.1	National- und Regionalküchen am Beispiel der französischen Küchen.....	163
6.4.2	Die Gleichförmigkeit von sozialen und kulinarischen Abwertungen: die Küchen der Migranten	169
7.	Mahlzeiten und Tischgemeinschaften: Soziale Situationen des Essens	179
7.1	Warum essen Menschen gemeinsam?.....	182
7.2	Die soziale Institution der Mahlzeit	189
7.3	Alltägliche Mahlzeiten	198
7.3.1	Das Tischgespräch.....	201
7.3.2	Die täglichen Mahlzeiten außerhalb des Haushalts	203
7.4	Außeralltägliche Mahlzeiten	208
 Eroberungen der Moderne: Ökonomisierung, Politisierung, Moralisierung und Re-Integration		
8.	Ökonomisierung: Produktion und Verarbeitung von Lebensmitteln ..	218
8.1	Schritte der Verstetigung der Nahrungsproduktion.....	221
8.2	Handwerkliche und industrielle Lebensmittelverarbeitung.....	227
8.3	Agro-alimentäre Industrie: Neue Technologien, globalisierte Produktion und Ready-to-eat-Produkte	233
9.	Zwischenrufe: Schlechtes Essen (<i>la malbouffe</i>), Skandale und ungesunde Ernährung	241
9.1	<i>La malbouffe</i> – das schlechte Essen	242
9.2	Krisen und Skandale	244
9.3	Eigene Ernährungsverantwortung	246
9.4	Variationen der Moralisierung des Essens	248

10. Politisierung und Verrechtlichung: Regulierung der Produktion und des Handels	250
10.1 Regulierung der Produktion: das Lebensmittelrecht	254
10.2 Regulierung von Agrarmärkten: Schutz der heimischen Landwirtschaft.....	260
10.3 Regulierung von Lebensmittelmärkten: Schutz der heimischen Lebensmittelproduzenten	263
10.4 Mediale Skandalisierung und Politisierung durch Krisen	267
10.5 Risiko und Vorsorge – ein neuer rechtlicher Grundkonsens?	274
11. Moralisierung des Essens – Normierungen der Ernährung.....	280
11.1 Grundmuster der gegenwärtigen Essmoral	282
11.2 Essmoral als Achtungs- und Verachtungskommunikation.....	288
11.3 Die Normierungen der Ernährung – Regulierungen des Verhaltens.....	293
11.4 Exkurs: Ernährungspyramiden	297
12. Re-Integrationen: lokal produziert, vertraute Lebensmittel und verantwortungsvoll genossen.....	303
Literatur.....	313

1. Einleitung: Gesellschaften sind so, wie sie essen

Nahrung ist der Anfang von allem. Menschen müssen sich ernähren, und das Nahrungsbedürfnis haben Menschen vor allen anderen Nöten und Wünschen zu befriedigen. Es ist das erste Bedürfnis, das nach der Geburt *gestillt* werden muss, und gefüttert zu werden ist die erste soziale Situation, die ein kleines Kind erlebt. Auch in der Geschichte der Menschheit war ausreichendes Essen das erste, wofür Menschen zu sorgen hatten. Der täglich wiederkehrende Zwang, sich um die Nahrung zu kümmern, ist der Anlass stetigen Arbeitens und der Ursprung allen Wirtschaftens. „Aus dem Schoße der instinktgebundenen reaktiven Nahrungssuche“ stamme „die Entfaltung des rationalen Wirtschaftens“ und des rationalen Handelns überhaupt, war Max Weber überzeugt (Weber 1980: 35).

Leben, physisches wie gesellschaftliches, beginnt also mit dem Nahrungsbedürfnis. Wie es befriedigt wird, gibt Auskunft über grundlegende soziale Strukturen. *Gesellschaften sind so, wie sie essen*, kann man in Abwandlung des bekannten Spruchs: „Der Mensch ist, was er isst“, formulieren. In diesem Lehrsatz fasste Ludwig Feuerbach in der Mitte des 19. Jahrhunderts seine rein materialistische Betrachtung aller Lebensprozesse zusammen. Wird er heute zitiert, dann selten, um Feuerbach darin zuzustimmen, dass der Mensch nur aus dem bestehe, was er über die Nahrung zu sich nimmt. Vielmehr wird er gebraucht, um darauf aufmerksam zu machen, dass Nahrung in viele, in die meisten Dimensionen menschlichen Lebens hineinwirkt: körperliche, psychische, soziale, wirtschaftliche und politische.

Der *Körper* lässt uns täglich spüren, dass er Nahrung braucht, und diese materialisiert sich in seiner Physis und prägt sein Aussehen. Auch für die *psychische* Befindlichkeit ist Essen zentral: Lust- und Nahrungsbefriedigung sind eng miteinander verbunden, und die Beziehung des Säuglings zu den ihn versorgenden Personen gilt als besonders wichtig für seine gesamte weitere psychische Entwicklung. Integrieren und vergemeinschaften sowie differenzieren und ausgrenzen, diese beiden zentralen *sozialen* Prozesse sind in der Tischgemeinschaft so zu einer Institution zusammengefasst, dass darin ursprünglich die gesamte soziale Ordnung repräsentiert war. Eine ungenügende oder unsichere Nahrungsversorgung hemmt nicht nur die *wirtschaftliche* Entwicklung, sie setzt gesellschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten Grenzen. Bei der *Politik* steht wohl eher Macht und nicht Nahrung am Anfang, aber politische Systeme sind nur dann stabil, wenn die Bevölkerung mit ausreichender Nahrung versorgt ist. Nahrungssicherung gehört

deshalb unabdingbar zur politischen Machterhaltung und bildet eine der ältesten Legitimationsquellen von Herrschaft.

An vier Aspekten soll exemplarisch die herausragende Wichtigkeit des Essens dargestellt werden: an dem behaupteten Zusammenhang von Bevölkerungswachstum und Nahrung, dem Teilen der Nahrung als Ausdruck und Ergebnis sozialer Ungleichheit, den Hungerunruhen, hinter denen sich häufig die Forderung nach sozialer Gerechtigkeit verbirgt, und der Utopie vom Schlaraffenland, die Befreiung von Arbeit und Not verspricht.

Bevölkerungswachstum und Nahrung

Darüber, dass Nahrungsspielraum, Bevölkerungsgröße und gesellschaftliche Entwicklung in der Geschichte der Menschheit lange Zeit – in Europa bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts – aneinander gekoppelt waren, besteht im Allgemeinen wissenschaftlicher Konsens. Er basiert im Wesentlichen auf zwei Annahmen, die so tief im wissenschaftlichen Diskurs verankert sind, dass sie, ohne ihre Richtigkeit zu überprüfen, argumentativ verwendet werden.

Die erste Annahme geht auf Thomas Malthus zurück, der um 1800 ein Modell des Bevölkerungswachstums entwickelte, das bis heute das sozial- und biowissenschaftliche Denken stark beeinflusst.¹ Malthus' These war, dass die Bevölkerung schneller wachse als das Angebot an Nahrungsmitteln, woraus sich ein Missverhältnis von Bevölkerungsgröße und Nahrungsspielraum begründe, welches innerhalb von wenigen Generationen zu verheerenden Hungerkrisen führen würde.² Bevölkerungsgröße und Nahrungsmittelmenge sollten sich in einem „mechanischen Gleichgewicht“ (Sen 2000: 197) befinden, ansonsten seien Not und Mangel unausweichlich. Die Gleichung zwischen Nahrungsspielraum und Bevölkerungsgröße war, als Malthus sie aufstellte, bereits überholt, da durch neue Anbau- und Düngemethoden die landwirtschaftliche Produktivität bereits so gesteigert worden war, dass einfache mathematische Formeln nichts erklärten. Möglicherweise traf sie so schlicht, wie Malthus sie berechnete, niemals zu (vgl. Sen 2000: 248).

1 In seinem berühmten „Essay on the Principle of Population“ von 1798 kritisierte Malthus die britische Armengesetzgebung, mit der die staatliche Verantwortung für das Existenzminimum – insbesondere für eine ausreichende Nahrung – anerkannt wurde. Er erklärte Hungerkrisen, obgleich sie offensichtlich sozial verursacht waren, als naturbedingt: Die wachsende Zahl der Menschen übersteige die natürlich vorhandenen Subsistenzmittel. So stellte er fest: „Das Glück eines Landes hängt letztlich nicht von seiner Armut oder seinem Reichtum ab, ob es jung oder alt ist, von dem Umstand, ob es dünn oder dicht besiedelt ist, sondern von der Geschwindigkeit, mit der sich die jährliche Zunahme an Nahrungsmitteln der jährlichen Quote eines uneingeschränkten Bevölkerungswachstums nähert ...“ (Malthus zitiert nach Ehlers 1983: 17)

2 Der Grund dafür sei, dass die Bevölkerung in geometrischer Progression wachse (1:2:4:8:16 ...), das Nahrungsangebot aber nur in arithmetischer Reihenfolge (1:2:3:4 ...) (vgl. Ehlers 1983: 17).

Von der ersten Annahme der Verknüpfung von Bevölkerungsgröße und verfügbarer Nahrungsmenge kann die zweite abgeleitet werden. Sie unterstellt, dass sich die Menschen in ihrer Geschichte immer dann um eine effektivere Lebensmittelbeschaffung bemühten, wenn ein gestiegener Bevölkerungsdruck und ein dadurch verursachter Nahrungsmangel sie dazu zwangen. Behauptet wird weiterhin, dass erst dann, als es möglich war, größere Nahrungsmengen zu konservieren, die Voraussetzungen für Entwicklungen gegeben waren, die mit Zivilisation, Urbanisierung, ökonomischer Arbeitsteilung und sozialer Ungleichheit assoziiert werden (vgl. Miller/Wetterstrom 2000: 1126). Bis in die frühe Neuzeit wäre gesellschaftlicher und kultureller Wandel hauptsächlich durch neue Formen der Lebensmittelbeschaffung angestoßen worden und hätte nur eine geringe Eigendynamik entfalten können.

Obwohl sich das Modell von Malthus bereits zu seiner Zeit als wenig geeignet erwies, gesellschaftliche Entwicklungspotenziale zu prognostizieren, und auch die zweite Annahme sich in vielen Studien als zu schlicht erwies, wurden beide Feststellungen immer wieder und werden in ähnlicher Art noch heute in der wissenschaftlichen Argumentation eingesetzt – allerdings nun zumeist in umgekehrter Weise. Selten werden sie dazu verwendet, zukünftige Wachstumsgrenzen aufzustellen, sondern dazu, die Übergänge von einer Produktionstechnik zu einer anderen zu erklären (vgl. Sieferle et al. 2008) oder den Zeitpunkt zu bestimmen, ab dem die gesellschaftliche Entwicklung nicht mehr oder zumindest nicht mehr grundlegend durch natürliche Zwänge und Begrenzungen – insbesondere den Nahrungsspielraum – gehemmt wurde und Geschichte deshalb als Gesellschaftsgeschichte rekonstruiert werden kann.

So wird der Ursprung des Ackerbaus – also der Übergang vom Jagen, Sammeln und Fischen zur stetigen und geplanten Landbewirtschaftung – damit erklärt, dass in der Zeit von 9000 bis 2000 v. Chr. die Menschen bereits alle natürlich vorhandenen und geschmackvollen Nahrungsmittel nutzten.³ Starker Bevölkerungsanstieg, eine zuvor noch nie erreichte Bevölkerungsdichte und eine ökologische Überbeanspruchung der natürlich gegebenen Nahrungsreserven nötigten die Menschen, sich weitere, nicht natürlich vorhandene Quellen zu erschließen, da die durch Jagen, Sammeln und Fischen gewonnenen Kalorien nicht mehr ausreichten. Nur zu dem Zweck, sich zusätzliche Nahrungskalorien zu beschaffen, begannen die Menschen mit einer geplanten und gerichteten Erzeugung von Lebensmitteln: dem Landbau. Der Ackerbau verminderte und erleichterte keineswegs die Arbeit der Nahrungsversorgung. Durch Landbearbeitung wurden auch keine physiologisch günstigeren oder geschmackvolleren Lebensmittel produziert oder gar eine sicherere, weil von den natürlichen Bedingungen wie

3 Neuerdings wird behauptet, dass der Übergang bereits 10000 bis 7000 v. Chr. begann. Dies ändert aber nichts an der Argumentation (Miller/Wetterstrom 2000).

dem Klima unabhängige Nahrungsbeschaffung erreicht. Ihr hauptsächlichster Vorteil bestand darin, mehr Kalorien pro Land und Zeit zu liefern, wodurch es möglich wurde, eine größere Bevölkerung zu ernähren.⁴ Mit dem Landbau wurde deshalb nur dort begonnen, wo Bevölkerungsdruck oder ökologische Überstrapazierung dies erzwingen (vgl. Cohen 1977: 15; Cohen 2000: 64).

Zum Beleg dafür, dass die Loslösung der Bevölkerungsgröße vom Nahrungsspielraum wissenschaftlich genutzt wird, um den Zeitpunkt anzugeben, ab dem Nahrung – allgemeiner gesprochen: die Natur – nicht mehr die Gesellschaftsgeschichte hemmte, sollen einige prominente Beispiele zitiert werden. Max Weber hob hervor, dass „der Druck der Not bei zunehmender absoluter oder (regelmäßig) relativer Enge des Versorgungsspielraumes“ Rationalisierungsprozesse stets verhindert hat (Weber 1980: 35). Wenn man sich vergegenwärtigt, welche Bedeutung Max Weber Rationalisierungsprozessen für die Entfaltung der okzidentalen Kultur beimaß, dann wird deutlich, dass für ihn der enge Nahrungsspielraum gesellschaftliche Entwicklungen bremste. Auch Gustav Schmoller wies in seinem Buch „Die soziale Frage: Klassenbildung, Arbeiterfrage, Klassenkampf“ auf den Zusammenhang von Bevölkerungsgröße und einer ausreichenden Versorgung hin. „Die soziale Frage wuchs teilweise seit dem 16. Jahrhundert, mehr seit 1750. Sie war fast überall seither über ihren Nahrungsspielraum hinausgewachsen.“ (Schmoller 1918: 38) Erst nachdem Hunger nicht mehr als natürlich bedingt, sondern als sozial verursacht angesehen wurde, wurde er auch als „soziale Frage“ politisch skandalisiert und wissenschaftlich untersucht. Ein jüngeres Beispiel ist Hans-Ulrich Wehlers großes Werk „Deutsche Gesellschaftsgeschichte“ (Wehler 1987). Ab wann wird Geschichte zu einer im Wesentlichen gesellschaftlich gemachten Geschichte? Als die Bevölkerung „in ihrer materiellen Existenz“ nicht mehr wie „seit alters her, erst recht, wenn sie plötzlich anwuchs, von der Qualität des Nahrungsspielraums ab(hing)“, lautet Wehlers indirekte Antwort (Wehler 1987: 8). Mit welcher Epoche beginnt er dementsprechend seine Gesellschaftsgeschichte? Mit der Mitte des 18. Jahrhunderts, als die „älteren generativen Strukturen, die auf einem soziokulturell ausbalancierten und herrschaftlich gesteuerten Verhältnis von Nahrungsspielraum und Bevölkerungsgröße beruht hatten, ... zunehmend in Frage gestellt, ja vielerorts bereits gesprengt worden“ waren (Wehler 1987: 8).

Ob und bis wann die relative Enge des Nahrungsspielraums tatsächlich gesellschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten beeinträchtigte und so die „viele materielle“ eine eigenständige, von der Natur emanzipierte Gesellschaftsgeschichte hemmte, kann hier nicht endgültig entschieden werden. Beispiels-

4 Vermutlich verringerte sich damit die Kleinkindsterblichkeit, da die Kinder nun Getreidebreie erhielten und nicht mehr durch überlanges Stillen unterversorgt waren, wodurch sich der Bevölkerungsdruck weiter erhöhte (Cohen 2000: 69).

weise bezweifelt Massimo Montanari in seiner „Kulturgeschichte der Ernährung in Europa“, dass es jemals eine „unmittelbare Beziehung zwischen demographischer Überlastung und Ernährungsbedingungen gegeben“ hat (Montanari 1993: 12). Abgesehen von derart grundsätzlichen Zurückweisungen sind mindestens drei Prozesse zu unterscheiden: erstens langfristige Prozesse wie der Übergang vom Jagen, Sammeln und Fischen zur Landbewirtschaftung, der offenbar durch einen Bevölkerungsanstieg motiviert war, zweitens kurzfristige, natürlich bedingte Hungerkrisen, ausgelöst z.B. durch Ernteausfälle, und drittens Hungersnöte, die gesellschaftlich zu verantworten sind. Vieles spricht außerdem dafür, dass viele kurzfristige Hungerkrisen, die scheinbar natürlich bedingt waren, weniger durch Produktionsgrenzen als vielmehr in der großen Mehrzahl durch soziale und ökonomische Prozesse ausgelöst wurden (vgl. Sen 2000).

Teilen der Nahrung und soziale Ungleichheit

An den ersten Aspekt, dem Zusammenhang von Nahrung und Bevölkerungsgröße, gedacht als natürliches Verhältnis, schließt sich der zweite an: das Teilen der Nahrung als Ergebnis und Ausdruck sozialer Ungleichheit. Die Annahme eines naturbedingten Nahrungsspielraums lässt meistens unberücksichtigt, dass das Zuteilen von Nahrung und die Möglichkeit, darüber zu verfügen, immer auf einem sozialen Akt basieren. Um Not und Hunger zu erklären, genügt es deshalb nicht, vermeintlich natürlich entstandene Krisen in den Blick zu nehmen und auf fehlende Nahrungsmittel zu verweisen. Indem in der Wissenschaft mehr mit Kategorien des „Vorhandenseins“ als mit solchen des „Verfügen-Könnens“ argumentiert wird, tendiert sie dazu, Hungersnöte nur als Laune der Natur und nicht in gleicher Weise als Symptom für soziale Ungleichheiten und politische Ungerechtigkeiten zu interpretieren (vgl. Sen 1982: 8). Für die meisten Hungersnöte gilt, dass sie seltener durch eine insgesamt zu geringe Versorgung mit Nahrung ausgelöst wurden als vielmehr dadurch, dass die vorhandenen, oft für die gesamte Bevölkerung ausreichenden Lebensmittel sozial ungleich verteilt wurden. Dazu gehört auch eine herrschaftlich oder ökonomisch erzwungene Art der Landbewirtschaftung, die einer optimalen Versorgung der Bevölkerung zuwiderlief und stattdessen an den Esswünschen sozial Privilegierter und politisch Herrschender orientiert war.⁵ Dies gilt beinahe unverändert für die Gegenwart, nur dass diese Ungleichverteilung weniger innerhalb einer Gesellschaft, sondern zwischen räumlich entfernten Gesellschaften stattfindet.⁶

5 Beispielsweise wurde Viehwirtschaft betrieben statt Getreide anzubauen, obwohl letzteres wesentlich mehr Kalorien lieferte. In ähnlicher Weise gilt dies heute für schwächere Ökonomien, die von stärkeren dazu gezwungen werden, Viehfutter anzubauen, um damit den hohen Fleischkonsum der reichen Länder zu befriedigen, statt Lebensmittel für den Eigenbedarf zu produzieren.

6 Dazu gehört die Produktion von Futtermitteln oder Bioenergie in armen Ländern für Konsumbedürfnisse der reichen Länder, womit einhergeht, dass für den Eigenbedarf zu wenig Nahrungsmittel erzeugt werden.

Weiterhin ist überall und immer wieder zu beobachten, dass selbst in größten Mangelsituationen sozial bevorzugte Gruppen sich ausreichend versorgen können, teilweise selbst ihre Vorlieben nicht aufgeben müssen. Versorgungsmangel und auch der sogenannte „Nahrungsspielraum“ sind deshalb immer daraufhin zu untersuchen, inwieweit sie durch soziale Anspruchsrechte und politische Herrschaftsverhältnisse bedingt waren (Sen 1982).

Das „Verfügen-Können“ über Nahrung ist somit nie ausschließlich natürlich, sondern immer auch sozial bedingt, und zwar nicht erst seit dem Übergang von der Jäger-Sammler-Fischer- zur Agrargesellschaft. Das Zerlegen und Teilen des erjagten Tieres repräsentiert geradezu das Sinnbild dafür, dass die Zuteilung der Nahrung ein soziales Verhältnis begründet. Im Teilen des Fleisches verbinden sich zwei zentrale, sich tendenziell widersprechende gesellschaftliche Prozesse: die Stärkung des Gruppenzusammenhalts und die Schaffung sozialer Differenzen. Die knappe, hochwertige Nahrung Fleisch wird an alle Mitglieder der Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft verteilt, wodurch die soziale Zusammengehörigkeit materiell und auch symbolisch gefestigt wird. Das Portionieren des Fleisches erfolgt aber nach hierarchischen Regeln. Nicht alle Gruppenmitglieder erhalten ein gleich großes und gleichwertiges Stück: Gemäß ihrer sozialen Position bekommen sie eine große oder kleine, eine wohlschmeckende oder weniger gut schmeckende, eine nahrhafte oder weniger gehaltvolle Portion. Die sozialen Rangunterschiede innerhalb der zusammen lebenden und wirtschaftenden Gemeinschaft spiegeln sich darin wider, wie die gemeinsam gewonnene Nahrung aufgeteilt wird.

Die Regeln der Nahrungsdistribution integrieren und differenzieren die Gruppenmitglieder, und in ihnen ist das soziale Gefüge in der Gesamtheit repräsentiert. Zu einer sozialen Institution sind diese Regeln in der Tischgemeinschaft zusammengefasst. In ihr sind die beiden sozialen Prozesse – Integration und Differenzierung – so eng miteinander verbunden, dass ihre Widersprüchlichkeit kaum mehr bewusst wird. Baudy geht so weit, anzunehmen, dass „die Tischordnung“ das „Urmodell der Kultur schlechthin“ ist und „das soziale Gefüge zusammen mit der Distribution der Nahrung entstanden“ ist (Baudy 1983: 134).

Die Nahrungsregeln verhindern, dass die Verteilung „mit roher Gewalt“ durchgesetzt wird, und garantieren, dass auch Schwächere Nahrung erhalten. Diese Regeln enthalten moralische Vorstellungen vom „gerechten Tausch“ und beugen so Streit, Kampf und Anomie vor. Die Distributionsregeln wurden bereits in der griechischen Antike als die „entscheidende zivilisatorische Errungenschaft“ angesehen, die „den Menschen von den wilden Tieren unterscheidet“ (Baudy 1983: 133). Die Zivilisierung des Essens, die Überführung des natürlichen Nahrungsbedürfnisses in eine kulturelle und soziale Angelegenheit, wird oft als Beginn der menschlichen Zivilisierung insgesamt angesehen.

Die ungleiche Verteilung von Nahrung ist der Grund dafür, dass Lebensmittel zu unterschiedlichen Speisen verarbeitet werden, woraus die Vielfalt der Küchen resultiert. Auch hier spiegelt sich der hierarchische Aufbau der Gesellschaft wider. In Gesellschaften mit gering ausgeprägten sozialen Ungleichheiten gibt es zumeist nur wenige Küchen, deren Unterschiedlichkeit auf vertikalen sozialen Ungleichheiten basiert. In solchen Gesellschaften werden häufig nur Alltags- und Festtagsküchen, geschlechts- oder altersspezifische Koch- und Essstile unterschieden. Dass alle beinahe das Gleiche kochen, essen und mögen, ist ein wichtiges Instrument, soziale Differenzierungsbestrebungen zu verhindern und sich gegenseitig soziale Gleichheit und Ebenbürtigkeit anzuerkennen (Goody 1982).

Eine Gleichheit der Küchen lässt sich nur noch für wenige Gesellschaften, meist Stammesgesellschaften, beobachten. Eine Stammesgesellschaft, für die dies heute noch zutrifft und eine enorm stabilisierende Wirkung auf die gesamte Lebens- und Wirtschaftsweise hat, ist die der Tuareg in Nordafrika. Sie bereiten tagtäglich einen Hirsebrei zu und sind sich einig, dass es eine wohlschmeckendere Speise nicht gibt. Speisenvielfalt, in sozial stark differenzierten Gesellschaften Ausdruck für gesteigerten Essgenuss, beurteilen sie als überflüssige Suche nach der einzigen vollkommenen Speise, von der sie meinen, sie bereits gefunden zu haben (Spittler 1989). In ständisch gegliederten Gesellschaften oder in Klassen- und Schichtgesellschaften werden dagegen so viele Küchen zubereitet, wie Gruppen sozial differenziert werden – z. B. eine aristokratische, eine bürgerliche und eine bäuerliche Küche. Die einzelnen Zubereitungsweisen sind mit kulturellen Merkmalen assoziiert, die als typisch für einen Stand, eine Klasse oder eine Schicht gelten. In solchen Gesellschaften kann die soziale Position einer Person daran abgelesen werden, was, wie viel, mit wem und wie er oder sie isst (vgl. Bourdieu 1984). Die Hierarchie zwischen den Ständen, Klassen, Schichten oder Milieus erhält ein kulinarisches Gegenüber: eine Stufenleiter der Küchen (vgl. Counihan 2000: 1514).

Sozialer Protest gegen die bestehende soziale Hierarchie und gegen als ungerecht wahrgenommene soziale Ungleichheiten wurde traditionell oftmals durch die Weigerung, den sozial zugewiesenen Essstil zu praktizieren, und durch die kulturelle Abwertung der herrschaftlichen Küche artikuliert. Ein Beispiel dafür waren die Pythagoreer, die das griechische Opfermahl ablehnten und sich stattdessen vegetarisch ernährten. Damit stellten sie das „zentrale Symbol der Einheit der Polis“ und den davon hergeleiteten Gesellschaftsvertrag in Frage (Eder 1988: 204).

Hungerunruhen und soziale Gerechtigkeit

Das Recht auf Nahrung, die das Überleben sichert, scheint „ein nahezu universaler und selbstverständlicher Anspruch zu sein“ (Gailus/Volkmann 1994: 14). Ist eine ausreichende Ernährung nicht mehr garantiert, verliert jede Art von Herrschaft ihre Legitimität und wird instabil. Aber auch ande-

re, nichtherrschaftliche Beziehungen, solche, die vergemeinschaftend wirken, wie familiäre, freundschaftliche oder genossenschaftliche, büßen ihre soziale Verbindlichkeit ein, wenn die Nahrung nicht mehr miteinander geteilt wird und der „copain“, „der, mit dem man sein Brot teilt“, dem Hunger überlassen wird. Margaret Mead hat darauf aufmerksam gemacht, dass, wenn die familiäre Verantwortung, für ausreichend Nahrung zu sorgen, auf die Herrschaft übertragen wird, dieser oftmals eine geradezu kindliche Zuneigung entgegengebracht wird: „Whenever a people feels that its food supply is in the hands of an authority, it tends to regard that authority as to some degree parental.“ (Mead 1943: 619)

Weil das Recht auf Nahrung (Right to Food)⁷ ein selbstverständlicher Bestandteil aller sozialen Beziehungen ist, in die gegenseitige Verpflichtungen eingelassen sind, gilt es im Allgemeinen als legitim, gegen eine ungenügende oder mangelhafte Versorgung zu protestieren. Dies gilt selbst für asymmetrische Machtbeziehungen. Die Pflicht zur Subsistenz und das Recht auf Widerstand, wenn diese Pflicht nicht erfüllt wird, gehören zusammen. Hungerrebellionen und -unruhen sind deshalb ein gesellschaftlich und politisch akzeptiertes Instrument, Widerstand und Druck auf die Obrigkeiten auszuüben, um von ihnen Nothilfemaßnahmen zu erzwingen. In diktatorischen Herrschaftsverhältnissen ist der Hungerprotest häufig das einzige Mittel zu widersprechen, ohne massive Sanktionen fürchten zu müssen.

Hinter dem Kampf um bessere Nahrung verbarg sich daher oftmals ein sozialer Protest, der über das bloße Subsistenzrecht hinausreichte und in dem allgemeinere Vorstellungen von Recht und Gerechtigkeit artikuliert wurden. Vermutlich drückten sich in den Hungerunruhen häufig Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit aus, bevor diese abstrakt formuliert wurden. Der Kampf um Nahrung ist deshalb ein „ungewöhnlich aussagekräftiger Kristallisierungspunkt im Beziehungsgefüge ökonomischer Prozesse, sozialer Zusammenhänge und politischer Machtverhältnisse“ (Gailus/Volkmann 1994: 10). Max Weber wies darauf hin, dass „der Kampf um Nahrungsmittel“, der in erster Linie der Brotversorgung und dem Brotpreis galt und von der Antike an das ganze Mittelalter hindurch andauerte, die Besitzlosen zusammenscharte und oft ein Motor war, Klassenhandeln zu erzeugen (vgl. Weber 1980: 534).

Wenn das fundamentale Recht auf Überleben und damit verknüpft das Recht auf Widerstand ein wichtiger Ausgangspunkt für die kollektive Selbstorganisation „von unten“ war und im Anschluss an diese Rechte unmittelbar lebenspraktische, nicht abstrakte Begriffe von sozialer Gerechtigkeit entwickelt wurden, dann ist es nicht verwunderlich, dass die Hauptphase der Hungerunruhen in Deutschland die Zeitspanne von 1790 bis 1850 umfasste. In dieser Periode war der „Nahrungsprotest die Hauptform des

7 Das „Recht auf Nahrung“ ist in der „International Covenant on Economic, Social and Cultural Rights“ der Vereinten Nationen garantiert (United Nations 1976).

sozialen Protestes“ (Gailus/Volkmann 1994: 14). Es handelte sich um die Kernphase der Transformation von der ständischen zur bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Das alte Subsistenzrecht wurde obsolet, und auch die traditionell gegenseitigen moralischen Verpflichtungen des alten Obrigkeitssystems verloren ihren obligatorischen Charakter.

Beim Hungerstreik, der Verweigerung von Nahrung, wird die historisch gewachsene enge Verbindung des Rechts auf Nahrung mit dem Recht zum Protest in umgekehrter Weise eingesetzt. Mit der Weigerung, Nahrung zu sich zu nehmen, wird meist gegen ein als übermächtig wahrgenommenes politisches System protestiert, dem grundsätzliche Ungerechtigkeit vorgeworfen wird. Gegen die staatliche Übermacht meinen sich die Hungerstreikenden nicht anders wehren zu können als durch völlige Ablehnung des politischen Systems. Ihre Ablehnung geht so weit, dass sie bereit sind, ihr Leben zu gefährden, weil es ihnen unter den bestehenden Bedingungen als nicht mehr lebenswert erscheint. Mit dieser Geringschätzung ihres Lebens machen die Hungerstreikenden den Staat für ihr Weiterleben oder ihren Tod verantwortlich. Damit nehmen sie den Staat in die Pflicht, eine genügende Versorgung zu ermöglichen und das physische Überleben seiner Bürger zu garantieren. Dieser Verpflichtung kann der Staat aber nur durch Zwangsernährung, was als Potenzierung der ohnehin bestehenden Übermacht bewertet wird, oder durch Akzeptanz der Forderungen nachkommen – also durch Einlenken. Gibt er nicht nach und die Streikenden hungern sich zu Tode, dann reformulieren sie mit ihrem Tod ihre Kritik, bewahrheiten diese und werden bei ihren Anhängern zu Märtyrern. Ihr Hungertod ist der Beweis für die tatsächliche Ungerechtigkeit des Staates und die nochmalige Legitimierung ihres Hungerprotestes.⁸ Hungerstreikende üben Macht aus, und zwar paradoxerweise dadurch, dass sie sich selbst körperlich schwächen und ihre Widerstandskräfte reduzieren. Aus der Fähigkeit, sich selbst als Opfer darzustellen, wächst ihnen die Macht zu, staatliches Handeln zu erzwingen und die Reaktionsweisen mitzubestimmen. Obwohl Unterversorgung in sogenannten Wohlfahrtsstaaten praktisch nicht mehr vorkommt, ist Hungern noch immer ein probates Instrument, politische Auseinandersetzungen zu führen und die eigenen Vorstellungen von Gerechtigkeit öffentlich bekannt zu machen.

Die Utopie vom Schlaraffenland

Die Wunschvorstellungen vom „Guten Leben“ wurden in Europa seit dem ausgehenden Mittelalter über Jahrhunderte hinweg in der populären Utopie vom Schlaraffenland erzählt und besungen. Besonders beliebt war dieses Traumbild in den verknechteten, zu harter Arbeit gezwungenen Klassen, die nur wenig Genuss kannten. Das Schlaraffenland, in dem es ganz anders als in der realen Welt zugeht, repräsentierte ein Gegenbild zu der sich seit

⁸ Siehe die eindrucksvolle Darstellung des Hungerstreiks von Ellmann (1993).

der Neuzeit entwickelnden bürgerlichen Gesellschaft, speziell gegen jenes Bürgertum, dass Arbeitseifer, Mäßigung und Enthaltbarkeit propagierte. In der verkehrten Welt des Schlaraffenlands, dem Land des Überflusses und Wohlergehens, sollte deshalb vor allem derjenige, der nicht arbeitet, essen können, was sein Herz begehrt. Wer aber nicht aufhört zu arbeiten, also die bürgerlichen Arbeitstugenden nicht ablegt, der gefährdet sein Recht, an diesem Reichtum teilzuhaben.

Dieser Wunschtraum hat eine lange Vorgeschichte. Er ist „vermutlich so alt wie die Menschen“ (Richter 1989: 25). Dem Traum von vollkommener Glückseligkeit nachzuhängen, der in Kontrast zu den Leiden und Mühseligkeiten des alltäglichen Lebens steht, ist offenbar ein universales Phänomen. Beinahe alle Gesellschaften haben ähnliche Utopien von einem Schlaraffenland geschaffen. Welches Glück verspricht diese Phantasie? Im Schlaraffenland ist Versorgung mit Nahrung nicht mehr an die Notwendigkeit, arbeiten zu müssen, gekettet. Der biblische Fluch, „im Schweiß seines Angesichts sein tägliches Brot“ sich verdienen zu müssen, ist in diesem Arkadien aufgehoben. Insbesondere Faulenzer, Nichtsteuer und Müßiggänger sind willkommen. Hier darf, ja soll man faul sein, denn wer trotzdem fleißig ist, dem droht Auspeitschung. Im Schlaraffenland, wo Milch und Honig fließen, gibt es keine Mühsal und Plagerei, da die Nahrung der Natur nicht abgerungen werden muss. Sie deckt den Menschen den Tisch mit allen Leckereien und Schlemmereien, nach denen er sich sehnt.

Aber nicht nur ein neues Naturverhältnis, auch eine neue Ökonomie und eine gerechtere Gesellschaft, die nicht mehr in Reiche und Hungerleider geteilt ist, verspricht das Schlaraffenland. Alle sollen gleichermaßen an Überfluss und Wohlergehen teilhaben. Die gesellschaftliche Spaltung in Privilegierte und Benachteiligte existiert in diesem Wunderland nicht. Insofern kritisiert dieses Märchen die bestehende soziale Ungleichheit und Ungerechtigkeit. Aus diesem Grund war es zeitweise verboten, die Geschichte vom Schlaraffenland zu erzählen oder das gleichnamige Lied zu singen. Das Schlaraffenland war mehr als ein Fabelland, denn seine Forderung nach sozialer Gleichheit richtete sich an die reale Welt. Für seine Erzähler und Sänger bedeutete es deshalb mehr als das Nirgendwo einer Utopie.

Wie sieht die soziale Gleichheit unter den Schlaraffen aus? Sie schlemmen nicht nur, was der Speisezettel der ländlichen und städtischen Unterschichten an Festtagen bietet, sie genießen darüber hinaus die kulinarischen Herrlichkeiten der aristokratischen Küche. Im Schlaraffenland gibt es alle Speisen: die, die sonst nur auf den Tischen der Reichen stehen, und jene, die den Esswünschen der Armen entsprechen. Alle Speisen sind in unbegrenzter Menge für alle gleichermaßen vorhanden. „Alle haben vom Besten. Die kulinarischen Privilegien der feinen Leute sind abgeschafft.“ (Richter 1989: 35) Damit hebt es Ungleichheiten aus, weil die kulturelle Repräsentation sozialer Unterschiede, also: dass die Konsumwünsche einer bestimmten so-

zialen Position entsprechen, nicht mehr wirksam ist. Alle Speisen sind gleichwertig; die kulinarische Stufenleiter ist abgeschafft.

In einem Land, wo einem die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, sind soziale Ungleichheiten eingeebnet und ist sozialer Ausgleich hergestellt. Während der verlorene Garten Eden, das religiöse Paradies, im Leben unerreichbar bleibt und auf jenseitige Gerechtigkeit vertröstet wird, offenbart das Schlaraffenland eine irdische Lokalität: Es liegt hinter einem Berg, wer hinein will, kann sich durchbeißen. Wer auf dieses Wunderland vertraut, muss nicht geduldig auf das Paradies warten, er kann Gleichheit und Gerechtigkeit sogleich erleben.

Essen umfasst mehr als die menschliche Reaktion auf ein physisches Bedürfnis. Dies zeigen die vier skizzierten Aspekte für jeweils unterschiedliche gesellschaftliche Ebenen: für die der Bevölkerung, dargestellt am Beispiel von Nahrungsspielraum und Bevölkerungswachstum, der Sozialität, exemplarisch dafür die Prozesse sozialer Differenzierung, der Politik, illustriert am Beispiel der Forderung nach Gerechtigkeit, und der Sinnstrukturen und Ideen, ausgeführt anhand einer Sozialutopie. Aus dieser umfassenden Bedeutung zog Claude Lévi-Strauss den Schluss, dass in der Nahrung die Gesamtheit der gesellschaftlichen Strukturen auf unbewusste Weise ausgedrückt wird (vgl. Lévi-Strauss 1964: 29). Dies gilt mutmaßlich nur für gering differenzierte und wenig komplexe Gesellschaften, in denen Nahrung – ihre Beschaffung wie ihr Konsum – ein zentrales Lebensgebiet repräsentiert. Für die stark differenzierten und hochkomplexen Gegenwartsgesellschaften, in denen die Nahrung scheinbar nicht mehr das Erste ist, um das sich Menschen zu kümmern haben, in denen die Ausgaben für Lebensmittel prozentual geringer sind als für andere Lebensbereiche wie Wohnung, Freizeit oder Versicherungen, hat das Essen seine zentrale Stellung eingebüßt.

Trotzdem handelt es sich noch immer um ein „soziales Totalphänomen“ (Marcel Mauss), weil sich alle dominanten sozialen Prozesse und Verhältnisse auf das Essen auswirken und sich in der Art, wie gegessen wird, ausdrücken. Die vier skizzierten Aspekte sind deshalb – auch dort, wo nicht mehr Knappheit und Mangel herrschen – noch immer von großem Belang. Vor allem aber demonstrieren sie, dass selbst in allergrößter Not, wenn sich das vermeintlich rein physische Nahrungsbedürfnis in den Vordergrund schiebt, Essen immer sozial und kulturell gestaltet ist. Theoretische Hypothesen, die sich am Modell der Grundbedürfnisbefriedigung von Abraham Harold Maslow orientieren, verkennen dies. Bekanntlich hat Maslow die menschlichen Bedürfnisse in einer Pyramide anordnet. Die „niedrigsten Bedürfnisse“ wie Ernährung, Schlafen, Kleidung bilden den Sockel und „höhere Bedürfnisse“, insbesondere kulturelle, moralische und ethische, die Spitze. Erst wenn die „niedrigsten Bedürfnisse“ befriedigt sind – so die Grundaussage der Maslow'schen Pyramide –, entstehen die höheren Bedürfnisse. Für das Essen hieße dies, dass es in Mangel- und Notzeiten nur physischen Notwendigkeiten folgt, aber keinerlei kulturelle oder soziale